

Gymnasiale Bildung im Zentrum Europas

Erwartungen der Hochschulen

von Helmut Ruppert

"Bildung wird durch Wissenschaft vermittelt", so meinte es einst Wilhelm von Humboldt, und er fügte hinzu, "Durch die Freiheit des Studiums unterscheidet sich die Universität von der Schule". Hochschulen und Gymnasien versuchen das gleiche Ziel zu erreichen: eine Erweiterung und Stärkung der Bildung ihrer Studierenden bzw. Schüler. Die Übergänge von der Schule zur Hochschule sind dabei heute fließender als zu Zeiten Wilhelm von Humboldts. Darüber hinaus haben wir heute weitaus mehr unterschiedliche Zugänge von Schulabsolventen an die Hochschulen. Und noch etwas ist wichtig: Die Zahl der Studierenden hat insbesondere in den letzten vier Jahrzehnten erheblich zugenommen. Studierten vor 40 Jahren noch etwa 7 bis 8 % eines Altersjahrgangs, so sind es heute in Mitteleuropa im Durchschnitt 35 % eines Altersjahrgangs.

1. Erfahrungen der Hochschulen bei Erstsemestern

Es kann hier nicht darum gehen, alle Erfahrungen aufzuführen, sondern nur einige Akzente zu setzen. Die Hochschulen müssen erkennen, dass die Erstsemester durchaus Schwierigkeiten haben, mit der ungewohnten Situation an Hochschulen, insbesondere Universitäten, zurecht zu kommen. Die Anpassung an eine neue Institution ist von Unsicherheiten geprägt. Die mangelnde Abnabelung aus dem Elternhaus führt sogar dazu, dass in nicht wenigen Fällen selbst ein Elternteil zur Immatrikulation der angehenden Studierenden mitkommt. Gerade im ersten Semester kann man mit der Freiheit des Studiums noch nicht so viel anfangen. Ganz im Gegenteil: die Reaktion auf die neue Situation sind Unsicherheit, Selbstzweifel und oft auch Isolierung. Die Hochschulen sind mit Erstsemestern ungleicher Voraussetzung konfrontiert. Der von den Hochschulen gesetzte Wissensstandard führt dann dazu, dass Studierende mit geringerer Vorbildung in Teilgebieten große Schwierigkeiten beim Lernprozess haben und auch schon bei den ersten Prüfungen scheitern. Diese Unsicherheit führt dann sehr schnell zu Studienabbrechern bzw. Fachwechslern.

Hochschullehrer werden oft gefragt, welche Studienvoraussetzungen denn notwendig sind. Unabhängig von dem gewählten Studienfach sollte man darauf achten, dass eine gute muttersprachliche Kompetenz gegeben ist. Sehr hilfreich ist auch ein Einblick in andere Kulturen unserer Erde und Fremdsprachenkenntnisse.

Ohne Zweifel ist eine gute mathematisch-logische Schulung eine sehr wichtige Voraussetzung – nicht nur für mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer. Mit einem guten naturwissenschaftlichen Verständnis hat man auch eine gute Basis für ein prozesshaftes Denken. Zur Unterstützung der Persönlichkeitsbildung, die auch an den Hochschulen weiterentwickelt wird, ist es wichtig, ein Grundverständnis über Wertebildung zu haben, das in den Schulen über Religions- und Ethikunterricht bzw. Philosophieunterricht vermittelt wird. Letztlich sind die eben genannten Voraussetzungen nichts anderes als Bestandteile einer breiten gymnasialen Bildung, die nach wie vor die beste Vorbereitung für ein Studium darstellt. Die sicherste Basis für die Studierfähigkeit ist somit eine breite gymnasiale Bildung.

Zur Studierfähigkeit gehört aber auch die Lernfähigkeit, d. h. man sollte spätestens bei Studienbeginn das Lernen gelernt haben. Dazu zählt auch eine Handlungskompetenz, d. h. das Erfassen von Tatbeständen, die man in Aussagen zusammenfasst und die auch in Handlungen bzw. Operationen münden. Bestandteil der Lernfähigkeit ist auch das Selbststudium, in diesem Fall die Entwicklung der Fähigkeit, sich Wissen und Erfahrung selbstständig verfügbar zu machen.

Teilweise mangelhaft entwickelt ist bei Erstsemestern auch das Erfassen, die Einordnung und Lösung eines Problems. Manche Studierenden scheitern schon im Erstsemester, weil sie diese Fähigkeit des Erkennens eines Problems bzw. des Hinterfragens eines Sachverhalts nicht ausreichend gelernt haben. So schaffen sie es nicht, Fragestellungen in ihre angelernte Wissensstruktur einzupassen. Sie können keine Lösungsvorschläge entwickeln und sind letztlich unfähig für Entscheidungen.

2. Probleme an der Schnittstelle Gymnasium/Hochschule

Wir sollten von der Frage ausgehen, was erwartet Abiturienten an der Hochschule. Sie treffen hier auf ein neues soziales Umfeld und auch auf eine neue Wissensumgebung. Viele Studierende entfernen sich aus ihrem bisherigen sozialen Verband. Sie sind getrennt von ihren Eltern und teilweise auch von ihren bisherigen Freunden und Bekannten. Die neue Umgebung in der "fremden Hochschulstadt" erfordert neue Aktivitäten. Die an den Hochschulen möglichen neuen Freiheiten und die höhere Eigenverantwortung und Selbstdisziplin sind zu bewältigen. Sehr früh sollte man versuchen, mit Kommilitonen in Arbeitsgruppen zu lernen und einer evtl. Isolation entgegenwirken. Viel stärker als im Gymnasium, wo die vorgegebene Erwartungshaltung in der Schule steuernd wirkt, legt die Hochschule Wert

auf eigene Aktivitäten ihrer Studierenden. Hinzu kommt das neue Wissensumfeld. Die Hochschule ist eine Institution, in denen Wissenschaftler forschen und lehren. Hochschullehrer sehen sich häufig zuerst als Vertreter ihres Wissenschaftsgebietes und als Überbringer dieses Wissens an die Studierende. Die Methode dieses Überbringens reicht dabei von einer dichten Konfrontation des Fachwissens bis hin zu einer hochschuldidaktisch geschickten Entwicklung von Gedankenführungen für ein Wissenschaftsverständnis. Sehr stark ist das Überbringen des Wissens geprägt vom persönlichen Faible des Hochschullehrers für Forschung und Lehre. In jedem Fall aber wird der Studierende gefordert, eigene Wege zu suchen und eigene Entscheidungen zu treffen.

Oft wird die Forderung erhoben, die Gymnasien mögen ihre Schüler besser auf ein Hochschulstudium vorbereiten. Hierzu gehört, dass man Absolventen von Gymnasien auch einen ersten Überblick über Struktur und Anforderungen eines Hochschulstudiums gibt. Sicher ist es auch sinnvoll, in der Kollegstufe sich mit Fragen der Studien- und Berufswahl auseinander zu setzen. Die Absicht, im neuen achtjährigen Gymnasium in Bayern auch Seminare mit außerschulischen Partnern aus der Hochschule und auch aus betrieblichen Unternehmen durchzuführen, ist sicher ein guter Schritt. Er trägt dazu bei, dass eine erhöhte Berufs- und Studienorientierung erfolgt und somit auch der Übergang zur Hochschule deutlich transparenter und bewusster gegangen werden kann.

Insgesamt wäre es zu begrüßen, dass es zu einem stärkeren Austausch von Personal zwischen Schule und Hochschule kommt. Dies könnte beispielsweise dadurch geschehen, dass Lehrkräfte an Gymnasien für Tätigkeiten an der Hochschule abgeordnet werden oder dass insbesondere der Akademische Mittelbau an den Universitäten in Teilgebieten neues Wissen in der Kollegstufe vermittelt. Der Weg dorthin ist sicher noch weit und mit manchen institutionellen Stolpersteinen behaftet. Dennoch gibt es im Rahmen von Coaching-Systemen der Hochschulen eine Menge von Veranstaltungen, die es Schülern ermöglichen, schon im Vorfeld des Studiums mit der Hochschule Kontakt aufzunehmen. Hierzu zählen z. B. Hochschultage oder Workshops für Schüler in bestimmten Fachgebieten (z. B. Physik, Chemie oder Biologie). Schnuppertage ermöglichen den Besuch von Lehrveranstaltungen, nicht nur von Vorlesungen, sondern auch von Anfängerpraktika in den Naturwissenschaften oder Geisteswissenschaften. In manchen Fächern werden Schülerpraktika durchgeführt, z. B. in der Anglistik, den Rechtswissenschaften oder auch Biologie. Neue Studiengänge werden vorgestellt; den Schülern wird es dabei ermöglicht, mit Hochschullehrern fachlich interessante Fragen zu besprechen und damit einen Einblick in die Lehrinhalte, die Forschungsbereiche und die Studienmöglichkeiten zu erhalten. Einige Hochschulen veranstalten

inzwischen Ferienseminare für vielseitig interessierte und begabte Gymnasiasten, wirken auch durch ihr Personal an Schulprojekten des Gymnasiums mit und geben z. B. Hilfestellungen beim Projekt MODUS 21, das gerade auch an bayerischen Gymnasien die Verbindung von Gymnasium und Hochschule stärkt.

In der Vergangenheit hat sich herausgestellt, dass hier insbesondere die Studierenden einer Hochschule eine Mittlerrolle gegenüber den Schülern der Gymnasien übernehmen können. Der Bericht derjenigen, die noch vor ein bis zwei Jahren die gleiche Schule besucht haben, ist besonders authentisch und führt dazu, dass die Argumente besonders überzeugend wirken.

3. Anforderungen an Studierende im Rahmen der neuen Bachelorstudiengänge

Im Rahmen des europaweiten Bologna-Prozesses haben sich in Deutschland, aber auch in der Schweiz und Österreich immer stärker die neuen Bachelorstudiengänge durchgesetzt. Sie bringen einige Änderungen, deren man sich bewusst werden muss:

- Die Studienziele und Studienformen ändern sich,
- die Eigenverantwortung der jungen Menschen für ihre Ausbildung steigt,
- die Einflussmöglichkeiten der Studierenden im Studium ändern sich und
- die Reform ist auch mit Unsicherheiten verbunden, die man klar ansprechen muss.

Die Bachelorstudiengänge sind inhaltlich erneuerte Studiengänge, die eine deutliche Orientierung auch in Richtung Arbeitsmarkt aufweisen. Ausbildungsinhalte sind stärker danach bestimmt, was die Studierenden im späteren Erwerbsleben benötigen. Wichtig und obligatorisch ist die Vermittlung von Schlüsselkompetenzen, also überfachlichen methodischen oder sozialen Kompetenzen, die Grundlagen des Arbeitens im Studium und im Beruf sind. Arbeitsmarktorientierung bedeutet freilich nicht, dass die Hochschulen künftig Berufsausbildung nach den Wünschen von Arbeitgebern machen. Die Ausbildung bleibt wissenschaftsbasiert und forschungsorientiert, den Studierenden werden aber Inhalte und Fähigkeiten vermittelt, die den Einstieg in das Erwerbsleben möglichst gut vorbereiten. Überhaupt soll der Lernende stärker im Mittelpunkt stehen. Ausgangspunkt der Bachelorstudiengänge sind die Kompetenzen, die ein Absolvent des Studienganges erreichen soll. Von dieser Zielperspektive aus sind die Studiengänge aufgebaut. Früher haben wir allzu oft tradierte Inhalte einfach fortgeschrieben. Schulen ist die Kompetenzorientierung wahrscheinlich viel vertrauter als den Hochschulen. Für

manche Hochschullehrer ist auch das Denken in Kompetenzen oft schwieriger als das Denken in ihren gewohnten Wissenschaftsstrukturen. Die Bachelorstudiengänge sind insgesamt klarer strukturiert und erleichtern damit auch die Orientierung der Studierenden. Kreditpunkte werden eingeführt und geben an, welches Gewicht eine Veranstaltung im gesamten Studium hat. Lehrveranstaltungen werden zu größeren Einheiten, sog. Modulen, zusammengefasst, die dann abgestimmt klar definierte Lernziele zum Gegenstand haben. Diese Lernziele werden transparent dargestellt und auf das Gesamtziel des Studiengangs bezogen.

Wir kommen zum zweiten Punkt, der wachsenden Eigenverantwortung der jungen Menschen für ihre Ausbildung. Wir erkennen einen zunehmenden Druck, sich langfristig und eigenverantwortlich um die eigene Ausbildung und die berufliche Entwicklung zu kümmern. Das gilt insbesondere auch für das Studium. Die Studienentscheidung muss bewusster getroffen werden, weil die Vielfalt der Studiengänge wächst und man sich immer häufiger einem Auswahlverfahren stellen muss. Die bewusste Entscheidung bietet auch Chancen: Wir wissen, dass bisher Studierende oft nach dem Wohnortsprinzip entscheiden und eben nicht nach den Kriterien, die längerfristig rational wären. Desorientierung und Frustration sind häufig die Folgen, die sich durch eine bewusstere Entscheidung vermeiden ließen. Eigenverantwortung und Selbstbewusstsein sind nötig, um diese Chancen als solche wahrzunehmen.

Als weiterer Punkt sind die gesteigerten Einflussmöglichkeiten der Studierenden im Studium anzusehen. Von den Studierenden wird erwartet, dass sie im Prozess der Studienreform eine wichtige Rolle spielen und sie sollten diese auch wahrnehmen. Mit diesem Selbstbewusstsein sollten auch die Studienanfänger schon antreten. Studierende sind in den Kommissionen vertreten, die die neuen Studiengänge entwickeln. Sie sind Mitglieder der Kommissionen, die die neuen Studiengänge extern prüfen und im Rahmen des obligatorischen Verfahrens akkreditieren. Studierende können in den obligatorischen Evaluationen Lehre bewerten und sie werden von den Akkreditierungskommissionen auch nach ihrer Meinung und ihrem Urteil gefragt. Diese aktivere Rolle von Studierenden im Bereich der Hochschule wird durch die eingeführten Studiengebühren sicher noch gestärkt werden. Studierende beteiligen sich schon heute intensiv an Projekten zur Verbesserung der Lehre.

Dennoch sollte man aber auch nicht unerwähnt lassen, dass Unsicherheiten mit der Umsetzung der Reform hin zu Bachelorstudiengängen erkennbar sind. Unsicherheiten entstehen einerseits im Studienalltag selbst – gerade in neuen Studiengängen. Wenn Lehrveranstaltungen zum ersten Mal durchgeführt werden, wenn

curriculare Abläufe noch nicht länger erprobt sind, kommt es in der Praxis immer wieder zu Problemen. Diese Probleme lassen sich aber am besten bewältigen, wenn man miteinander spricht, sich zu Wort meldet oder sich einbringt. Darin liegt auch eine Chance, auf das endgültige Produkt der Studienreform Einfluss zu nehmen. Also auch hier sind wieder Selbstbewusstsein und Eigenverantwortung der Studierenden gefragt. Eine andere Unsicherheit, die wir sehr erst nehmen müssen, betrifft die Aussichten der neuen Abschlüsse am Arbeitsmarkt – ein Thema, das hier auch die Medien durchzieht und aus dem sehr viel Skepsis und Sorge entsteht. Der Masterabschluss wird kein Problem sein. Es ist klar, dass er mindestens dem Niveau der früheren Diplome, Magister und Staatsexamina der Universitäten entspricht – das wissen auch die Arbeitgeber. Aber was ist mit dem Bachelor? Obwohl hier die Zahl der Absolventen noch relativ gering ist, wissen wir aus ersten Absolventenstudien, dass die Beschäftigungsperspektive durchaus positiv zu sehen ist. Die Berufsbilder werden sich weiter entwickeln. Wichtig für die Studierenden ist auch hier, dass sie einen Studiengang auswählen, der ein plausibles Konzept verfolgt, Schlüsselqualifikationen entwickelt und das Bewusstsein der eigenen Fähigkeiten durch Lernen, Interesse und Praxiserfahrung entwickelt.

Im Ergebnis erscheint es wichtig, dass die Schulen die Studienentscheidung vorbereiten und dabei darauf achten, dass Schülerinnen und Schüler sich ihrer Eigenverantwortung bewusst sind, sich ihre Ziele und Wünsche, aber auch ihre Potentiale bewusst machen und sich Studiengänge daraufhin sorgfältig und kritisch ansehen. Voraussetzung natürlich ist, dass den Schülern Angebote zur Berufs- und Studienorientierung gemacht werden, dass das neue Studiensystem in den Schulen bei Lehrern, Schülern und Eltern bekannt ist und dass die Schüler an die Welt der Hochschulen herangeführt werden, insbesondere in gemeinsamen Projekten wie z. B. Hochschulinformationstagen, Schnupperkursen usw.

4. Erwartungen der Hochschulen an Absolventen der Gymnasien

Es gibt inzwischen eine Reihe von Publikationen, die sich über Leistungsstandards für Absolventen von Gymnasium und die Rolle des Abiturs insgesamt äußern. Ebenso sind die Bildungsziele des Gymnasiums Thema von Diskussionen, von Vertretern der Schule, der Gesellschaft und der Wirtschaft. Die Diskussion im Spannungsfeld von Kompetenz und Wissen wurde bereits angedeutet. Hierbei sollte man sich aber vermittelnd klar werden, dass die Betonung des Erwerbs von Fähigkeiten und Fertigkeiten immer nur im Zusammenhang mit begleitenden Wissensstrukturen und Erkenntnisgewinn von Bedeutung sind.

Lassen Sie mich daher zwei Punkte ansprechen, die in der neueren Diskussion stärker betont werden. Einmal ist es der europäische Kontext in der Beschreibung des Niveaus des Bildungserwerbs im Rahmen des Europäischen Qualifikationsrahmen und zum zweiten fächerspezifische Untersuchungen zur Leistungsanforderung für ein Studium.

Deskriptoren zur Beschreibung der Niveaus des Europäischen Qualifikationsrahmen (EQR)

Abschluss Gymnasium

- Umfassendes spezialisiertes Theorie- und Faktenwissen in einem Arbeits- oder Lernbereich sowie Bewusstsein für die Grenzen dieser Kenntnisse.
- Umfassende kognitive und praktische Fertigkeiten, die erforderlich sind, um kreative Lösungen für abstrakte Probleme zu erarbeiten.
- Leiten und Beaufsichtigen in Arbeits- oder Lernkontexten, in denen nicht vorhersehbare Änderungen auftreten. Überprüfung und Entwicklung der eigenen Leistung und der Leistung anderer Personen.

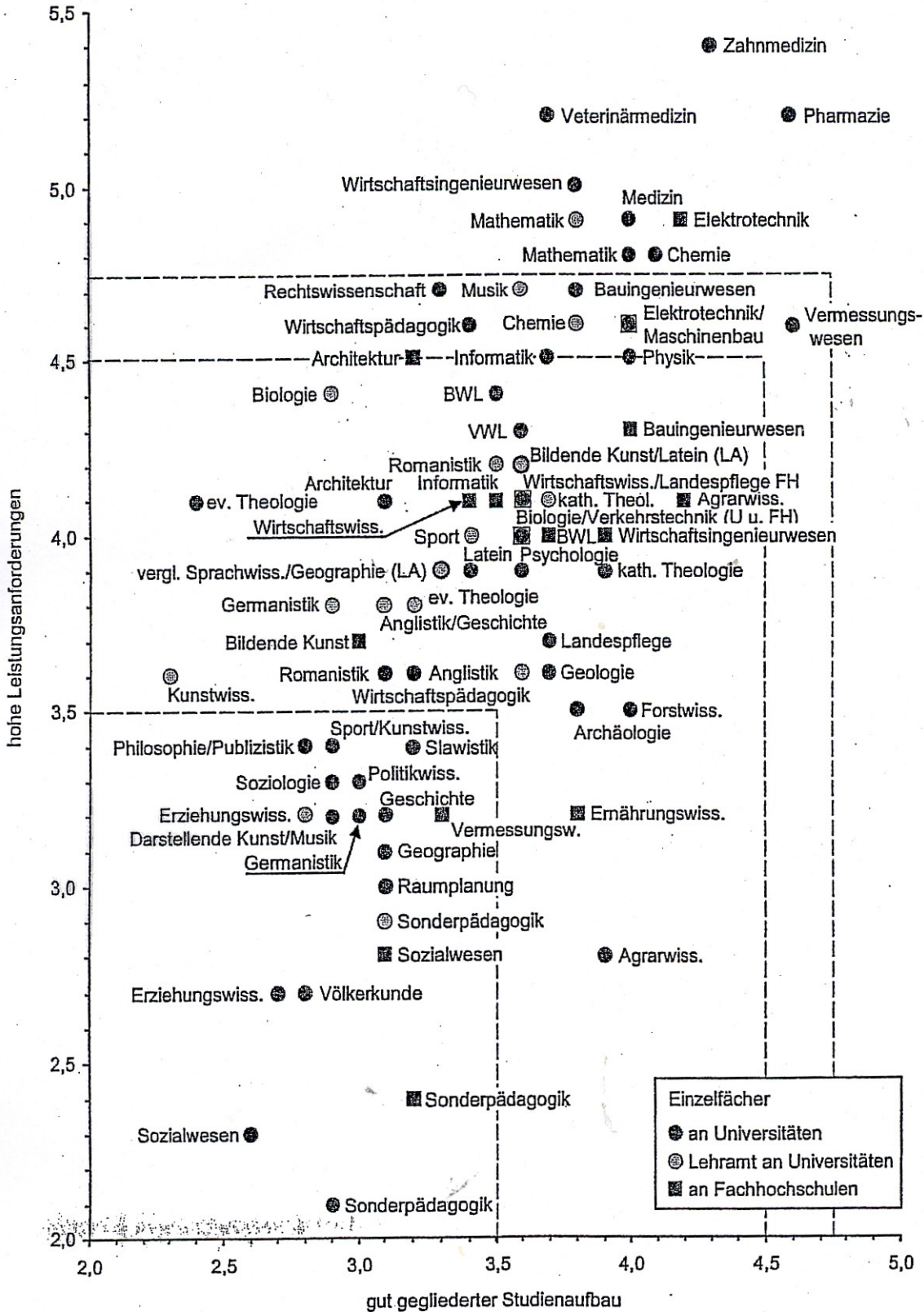
Abschluss BA/BSc

- Fortgeschrittene Kenntnisse in einem Arbeits- oder Lernbereich unter Einsatz eines kritischen Verständnisses von Theorien und Grundsätzen.
- Fortgeschrittene Fertigkeiten, die die Beherrschung des Faches sowie Innovationsfähigkeit erkennen lassen, und zur Lösung komplexer und nicht vorhersehbarer Probleme in einem spezialisierten Arbeits- oder Lernbereich nötig sind.
- Leitung komplexer fachlicher oder beruflicher Tätigkeiten oder Projekte und Übernahme von Entscheidungsverantwortung in nicht vorhersagbaren Arbeits- oder Lernkontexten. Übernahme der Verantwortung für die berufliche Entwicklung von Einzelpersonen und Gruppen.

Der Europäische Qualifikationsrahmen (EQR) wurde europaweit entwickelt, um eine allgemeine und vergleichbare Beschreibung des Abschlussniveaus auf verschiedenen Ebenen zu haben. Der Qualifikationsrahmen ist in acht Ebenen eingeteilt, wobei für uns der Abschluss der fünften Ebene wichtig ist, der weitgehend dem Abschluss des Gymnasiums parallelgesetzt wird, und der Abschluss der sechsten Ebene, der weitgehend dem Bachelorabschluss entspricht. Dabei sind die Deskriptoren zur Beschreibung des Niveaus des Europäischen Qualifikationsrahmens (EQR) relativ allgemein gehalten. Sie geben aber dennoch einige Hinweise zu den Erwartungshaltungen. Sie werden zurzeit in nationale Beschreibungen umgesetzt. Dieser Prozess läuft zurzeit in Deutschland wie auch in Österreich und der Schweiz. Ziel ist es dabei – wie erwähnt –, über die historisch gewachsenen Strukturen der nationalen Bildungssysteme hinaus einen europäischen Vergleich von Qualifikationsabschlüssen und Bildungsniveaus auf verschiedenen Ebenen zu erreichen.

Unterschiedliche Hochschulen und unterschiedliche Fächer stellen auch differenzierte Anforderungen, die auf die Erwartungen der Hochschulen bzw. der Fachgebiete an die Absolventen der Gymnasien durchschlagen. Eine Arbeitsgruppe Hochschulforschung der Universität Konstanz hat im Jahre 2005 die Leistungsanforderungen der Fächer und die Gliederung des Studienaufbaus in Verbindung gesetzt. Nach eigenen Angaben der Studierenden weisen Fachgebiete mit einem gut gegliederten Studienaufbau auch überwiegend hohe Leistungsnormen auf. Fächer mit einer strukturierten leistungsbezogenen Arbeitskultur sind vorrangig Medizin sowie Natur- und Ingenieurwissenschaften. Fächer, in denen die Studierenden einen wenig strukturierten Studienaufbau und geringere Leistungsanforderungen erfahren, sind vorrangig Fächer aus den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften (*Quelle: Forschung und Lehre, Heft 12/2006, S. 679*). Obwohl diese Untersuchung sicher keine Allgemeingültigkeit über alle Hochschulen hinweg haben kann, ist sie doch hinsichtlich der Anforderungen, die an Studierende von bestimmten Fachgebieten gestellt werden, bemerkenswert.

Arbeitskultur in Fächern an Universitäten und Fachhochschulen (2004)
 (Mittelwerte, Skalen von 0 = überhaupt nicht bis 6 = sehr stark)



Quelle: Studierendensurvey 1983-2001, AG Hochschulforschung, Universität Konstanz

5. Hochschulauswahlverfahren und Eignungsfeststellung

Lange Zeit hat die Auswahl der Studierenden durch Hochschulen in Mitteleuropa eine untergeordnete Rolle gespielt. Beginnend in der Schweiz, aber dann auch in Deutschland und Österreich hat man sich unter dem Aspekt des "Wettbewerbs um die besten Studierenden" zu Hochschulauswahlverfahren und Eignungsfeststellungsverfahren entschlossen. Die Autonomie der Hochschulen und der Wettbewerb um die besten Studierenden spielen dabei eine entscheidende Rolle. Grundgedanke dabei ist, dass die Institution, die die Studierenden aufnimmt, auch die spezifischen Voraussetzungen für ein Studium bestimmt und kontrolliert. Die Studierenden haben dabei nachzuweisen, welche studiengangspezifischen Fähigkeiten und Kenntnisse zu Beginn des Studiums vorhanden sein sollten. Hierfür gibt es zwei Wege: einmal die Eignungsfeststellung vor Beginn des Studiums und zum zweiten den Nachweis von Leistung und von Fähigkeiten im Rahmen der ersten beiden Semester eines Studiums.

Leider haben Hochschulen in der Vergangenheit manchmal eher mit erfahrungswissenschaftlichen Erkenntnissen als mit forschungsgestützten quantitativen Ergebnissen die Studieneignung geprüft. Der Vorwurf einer gewissen Beliebigkeit konnte nicht immer aus der Welt geschafft werden. Mit Studieneignungstests übernimmt man auch eine bestimmte Verantwortung, weil es bei dem Hochschulabschluss auch um die Möglichkeit des höheren Verdienstes, des höheren Ansehens und der höheren Beschäftigungswahrscheinlichkeit geht – so haben also Auswahlverfahren eine weit reichende Konsequenz für die Schüler.

Heute ist ziemlich gesichert, dass Leistungstests über die Schulzensuren hinaus Studienerfolge erklären. Umgekehrt zeigt sich aber auch, dass Leistungstests weitgehend kompatibel sind zu den Schulzensuren bzw. dem Abiturzeugnis. Generell lässt sich sagen, dass auch bei der Eignungsfeststellung die Beratung von Studieninteressenten ein wichtiger Aspekt ist. Die Klärung des Interessenprofils der Bewerber kann helfen, die Wahrscheinlichkeit des Studienerfolgs zu erhöhen und die eines Studienabbruchs zu verringern. Wir müssen also in Zukunft die Beratungsiniciativen verstärken und dabei die bisherigen Leistungen bzw. Abiturqualifikationen als Basis der Entscheidung nehmen. Die Prüfung der fachlichen Eignung einer Person für einen bestimmten Studiengang muss sachlich sein. Leistungsbezogene Personeneigenschaften gilt es zu prüfen. Maßstab muss dabei die Güte der Vorhersage der Studienleistungen sein.

Auswahlverfahren haben sich heute durchgesetzt. In Deutschland sind zwei Drittel der Bachelorstudiengänge zulassungsbeschränkt, in Ländern wie Baden-Würt-

temberg sind es sogar über 80 % der Bachelorstudiengänge. Wie treffen die Hochschulen die Auswahl? In den meisten Fällen wird die Abiturnote herangezogen. Sie wird häufig mit anderen Kriterien kombiniert, etwa mit der Wartezeit, mit Einzelnoten in bestimmten Fächern, mit Praktika vor dem Studium, mit glaubhaft gemachten Interessenfeldern oder mit zusätzlichen mündlichen oder schriftlichen Eignungsprüfungen. Man kennt diese Eignungsprüfung schon länger aus künstlerischen und sportlichen Fächern. Fachliche Eignungstests kennen wir ansonsten längerfristig außerhalb der Medizin kaum. Hier wird sich in den kommenden Jahren sehr viel tun.

Was heißt das nun aber für Studienbewerber? Hauptauswahlkriterium bleibt die Leistung. Motivationskriterien werden meist indirekt erfasst durch vorab zu leistende Praktika oder berufliche Erfahrungen. Man orientiert sich an bestimmten Kompetenzbereichen, die wichtige Grundlagen für das jeweilige Studienfach legen. Das können etwa sprachliche Grundlagen sein oder Fachnoten in Mathematik oder in den Naturwissenschaften. Das Studienfach sollte also gut überlegt und an den eigenen Stärken orientiert sein. Die Auswahl erfordert Vorbereitung. Diese muss nicht in der 8. Klasse beginnen, aber fachliche Schwerpunkte und Praktika sollten durchaus längerfristig ins Auge gefasst werden. Die Schule kann diesen Prozess auf vielfältige Weise unterstützen. Auch die Schnittstelle Gymnasium/Hochschule spielt dabei eine wichtige Rolle.

Auswahlverfahren und Eignungsfeststellungen tragen zur Vermeidung von Irrwegen und von zeitlichen Verzögerungen durch Studienabbruch und Fachwechsel bei. Für die Hochschulen bedeutet das aber auch, dass sie als Konsequenz die ausgewählten Studierenden mit hoher Intensität betreuen und ihnen auch die große Chance vermitteln, eine hervorragende Ausgangsposition für den späteren Beruf zu schaffen. Auswahl der Studierenden, Festlegung eines Curriculums zum Wissens- und Kompetenzerwerb und die Orientierung an der Erwerbsfähigkeit (Employability) des Absolventen müssen in einem Beziehungszusammenhang gesehen werden.